

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 197.

Samstag, 24. August.

1929.

(10. Fortsetzung.)

Die Robinsonade einer schönen Frau.

Roman von Margarete v. Derghen-Günsgeld.

(Nachdruck verboten.)

Der Kammerherr setzte seine Teetasse nieder. Er fühlte Aases Blick bis ins Mark.

Die Jugend aber sicherte und fixierte ungeniert die schöne Frau, die durchaus Kinderhemden nähen wollte. „Ich singe Ihnen etwas vor“, fügte Frau Brahe rasch hinzu, die nichts Gutes in Aases Mienen las. „Und das nächste Mal besorge ich seines Vinnen für die armen kleinen Waisenkinder. — Was grinsen Sie, Bergliot? Seien Sie froh, wenn wir nicht über Ihre schiefen Nächte lachen!“

Ohne weiteres abzuwarten, setzte die Hofdame sich ans Klavier, präbudierte und begann mit gurrenden Lauten zu loden:

„Ninon, Ninon, qu'as-tu fait de ta vie.“

Dabei bewegte sich ihr Kehlkopf wie bei einem Kanarienvogel.

Aase sah, wie die „Halbgaren“ hinter ihrem Rücken lachten.

Der Kammerherr betrachtete andachtsvoll seine Stiefelspihen, als höre er dieses Lied zum ersten Male und hielt es für eine künstlerische Offenbarung.

Nachdem Frau Brahe geendet, klatschte er distret Beifall.

Die Hofdame winkte lächelnd ab.

„Lassen Sie nur, lieber Kammerherr, ich kenne Ihre Gesinnung. Wer weiß etwas Neues zu erzählen? Der melde sich! Der Punsch wird gleich kommen! Sie, liebe Frau Svensen? Ihre Geschichte von Lisa Holm und dem Skistab?“

„Jawohl, sie rannte sich den Stab in den Magen, als sie bei Holmenkollen den großen Sprung riskierte. Jeder dachte, daß sie es nicht überleben würde. Aber sie kam davon wie durch ein Wunder, und was glauben Sie, daß sie nun tat?“

Alle wukten es, aber jeder stellte sich, als ahne er es nicht.

„... Kaum notdürftig zusammengeflüßt, war ihr erster Gang nach Holmenkollen. Ich will doch sehen, ob mir das noch einmal passiert, sagte Lisa Holm, und da sprang sie auch schon und stieß sich den Skistab — nicht in den Magen.“

Der Gedankenstrich vor dem Wort „nicht“ war die Pointe dieser Geschichte.

Jeder atmete hörbar auf.

Nun wandte Frau Brahe sich lebenswürdig an Aase: „Wollen Sie uns nicht auch durch eine Geschichte erfreuen? Es würde uns sehr interessieren — oh, es bleibt nichts verborgen — ja, meine verehrten Gäste, diese junge Dame hier soll eine sehr spannende Robinsonade erlebt haben — Sie sahen doch auf der Insel fest, nicht wahr, liebe Frau Solaker? Hatten Sie etwas zu essen?“

Dem scharf beobachtenden Kammerherrn entging es nicht, daß Aase die Farbe wechselte. Er verwünschte Frau Tyra Brahe und ihre künstliche Naivität. Und er zitterte vor Aases Antwort. Zum Unglück frähte eine der Halbgaren dazwischen: „Und es soll ja auch schrecklich sein mit den Seeräubern!“

In Aases blaßem Gesicht ging die Sonne auf.

„Ich bin an der Küste aufgewachsen und fürchte weder den Sturm noch die Einsamkeit. Das offene Meer ist mein Erlebnis, sonst habe ich keine.“

In diesem Augenblick wurde dem Kammerherrn die schmerzliche Gewißheit, daß die schöne Frau dennoch eines hatte ... ihre seltsam bewegte Miene verriet es — und daß sie Ursache haben mußte, dies Erlebnis zu leugnen.

Frau Brahe lächelte malitiös.

„Fern sei es von uns, in Ihr Vertrauen uns zu drängen. Wir wollen uns bloß harmlos unterhalten. Uns an Ihrer wohlthuenden Frische erfreuen — und da wir gerade von Frische reden und doch niemand so recht Lust hat, an diesen blödsinnigen Kleidern zu nähen, schlage ich morgen vormittag eine Schlittenpartie nach Holmenkollen vor.“

Sofort standen alle Maschinen still.

„Wir fahren in acht Schlitten, jeder à deux selbstverständlich. Um sieben Uhr früh wird aufgedreht. Mit Fackeln. Es wird sich hoffentlich niemand ausschließen.“

„Ja“, fiel der Kammerherr ein. „Meeting am Grand Hotel. Das ist ein bequemer Treffpunkt für alle.“

„Schön“, sagte Frau Solaker mit verdächtiger Bereitwilligkeit zu. „Ich bin dabei. Aber darf ich nicht allein fahren? Zu Hause hatte ich einen wahren Teufel von Pferd. Es gab viele Meinungsverschiedenheiten. Doch zuletzt wurden wir einig und rasten los ...“

„Unsere Schlittenpartie wird wohl zahmer ausfallen“, sagte die Hofdame etwas spitz. „Auch dürfte es sich nicht empfehlen, von der allgemeinen Sitte abzuweichen. Doch steht es Ihnen frei, selbst Ihren Kavaliere zu wählen.“

„Oh!“, bettelte der Kammerherr.

„Natürlich Sie“, sprach Aase voller Spottlust.

„Sie sind der einzige Kavaliere, den ich kenne — und folglich, wenn es denn einer sein muß — Herr Kammerherr Roustad!“

Tyra Brahe nahm ihn beiseite.

„Das sieht ja beinahe wie Ironie aus?“

„Es ist die Antwort auf meine Geschichte mit den Kinderhemden“, flüsterte Roustad schuldbewußt. „Und wenn es auch nun in unserem Falle heißen sollte wie bei ihrem Pferde: Zuletzt wurden wir einig und rasten los!“

„Sie geben sich wilden Phantasien hin, lieber Kammerherr“, höhnte die Hofdame. „Ich fürchte, ich habe einen faux pas gemacht, mich um diese Schönheit vom Lande zu bemühen. Und haben Sie bemerkt, wie sie nichts wissen wollte von ihren Erlebnissen auf der Insel? Nun — die Schlittenpartie wird uns wohl ja weiteren Aufschluß geben ...“

Aase verabschiedete den Kammerherrn im Hotel ohne ein Wort des Vorwurfs und ersparte ihm auf diese Weise Entschuldigungen. Lieber wäre ihm gewesen, sie hätte ihm eine Szene gemacht.

5. Kapitel.

Die Schlittenpartie.

Ein frostklarer Morgen. Das Sternengefunkel am Himmel entsandte Lichtblitze über das noch nachtdunkle Christiana. Und als die Schlitten alle eintrafen und die kleinen, edlen und stinken Nördfjordpferde die Köpfe schüttelten, war es, als klingelten die Sterne.

Fetzen von Schnee flogen unter ihren Hufen; wie ein großes Weiden war ihr stillmutiges Wiehern, das von der Wildheit ihrer engeren Heimat Kunde gab.

Im Grand Hotel waren fast alle Fenster erleuchtet. Matt schien der dumpfe, rötliche Glanz unter der silbernen Himmelsherrlichkeit. Noch war nicht die Stunde der Menschen, schwer nur schüttelten sie den Schlaf ab.

Die Zimmerjungfer lief herum und klopfte an die Türen. Die meisten waren schon auf.

Der Kammerherr im gewaltigen Pelz stand auf der Rampe und zählte die Schlitten und begrüßte die Ankommenden.

Wer nicht zur Gesellschaft gehörte, mußte sich doch die Nase an den Fensterscheiben platt drücken, denn solch ein Rendezvous der feinen Leute sah man nicht alle Tage. In Schlafrocken und im Nachthemd lauerten sie hinter den Jalousien und erlebten die Aufregungen der Abfahrt mit und begutachteten Schlitten und Pferde.

Das größte Ereignis war natürlich die Ankunft der Hofdame in einem zauberhaften weißen Schlitten mit flachfarbenen Doppelpontons. Die Mähnen der zierlichen Wallache flogen wie Schwanenflügel; Frau Tyra Brahe verstand sich auf Wirkung und erschien ebenfalls in Weiß.

Oberkellner Krull verteilte Schalen mit dampfendem Kaffee.

Die jungen Mädchen schnatterten durcheinander in Daseinswonne und unbewußter Gansigkeit. Auch ihnen prickelte die Morgenfrühe im Blut; ihre Kavaliere hielten mit Mühe die Pferde, sie empfanden etwas von dem hemmungslosen Trieb ihrer Tiere, durchzugehen.

Kammerherr Roustad organisierte glänzend. Seine hellen Kommandorufe durchschnitten die Luft wie Vogelschreie; und wehe dem, der einen Widerspruch riskierte. Im ganzen gelang es ihm, zusammenzufügen, was Gott nicht geschieden hatte, denn auf solcher Schlittenpartie will sich doch jeder schließlich ein bißchen verloben. Das ist althergebrachte Sitte, und der Kammerherr wußte, was er ihr schuldig war.

Frau Tyra Brahe fuhr mit dem unschädlichen Staatsrat Kronen, der immer bei allem dabei war, aber als ein eingekleideter Junggeselle galt.

An sich selbst hatte der Kammerherr aus guten Gründen zuletzt gedacht.

„Wo bleibt denn diese Frau Solaker? Ist es nicht ein starkes Stück, uns warten zu lassen?“, zischte Frau Tyra Brahe, doch so laut, daß Roustad es hörte. Der winkte sich den Oberkellner Krull heran.

„Weshen Sie doch bitte Frau Solaker, die Pferde lassen sich nicht mehr halten — ich bäte um die Günst, ihr Schlittenherr zu sein.“

Krull senkte lächelnd die Augenlider.

„Herr Kammerherr, da kommt sie eben.“

Fast zu gleicher Zeit, da Nase in den Lichtkreis der Randalaber trat, sauste ein neuer Schlitten herbei, ein schmaler Einsitzer von so fremdartigem Bau, daß alles die Köpfe nach ihm wendete. Er nahm den Rang in scharfem Bogen; das rote Pferd mit dem hochgestellten Sattelbaum dampfte, als trüge es die Hölle in seinem Leibe.

Es gab eine aufregende Szene: die Wallache der Hofdame tanzten auf den Hinterfüßen wie im Zirkus, die jungen Mädchen freischten, der Kammerherr schrie seine Kommandos dazwischen und fiel zugleich einem Schimmel in die Zügel, der, von der allgemeinen Unruhe angesteckt, seine achtzehn Jahre vergessen wollte.

Und Nase stand noch oben und lachte — sie hatte den Kopf zurückgeworfen und jauchzte dem wilden Knäuel von Schlitten und Gäulen auf der Straße zu — vor allem aber dem roten Pferd, das wie ein Wesen aus der Fabelwelt, wie ein verzauberter Prinz aus den Wolken gekommen war.

Ein Stalljunge lief herbei. Der Rote lachte laut auf. Noch niemals hatte Nase ein solches Wiehern vernommen. Und nun ließ er sich abführen, vielmehr er führte den Jungen nach dem Gaststall und nicht dazu mit dem gekrönten Haupte, daß die zahllosen Glocken ihre auf Woll gestimmte Melodie abgängen.

Der Herr aber, der in dem fischartig schmalen Schlitten angekommen war, eilte, ohne die Gesellschaft

auf der Straße zu beachten oder auch nur eines Blickes zu würdigen, mit gewaltigen Schritten durch den zerstampften Schnee ins Haus, an dem Kammerherrn, an Oberkellner Krull vorüber, an Nase Solaker — die da noch stand und lachte . . .

Plötzlich erstarb das Lachen auf ihren Lippen. Sie starrte ins Leere, als sei ihr ein Gespenst erschienen.

Die Hofdame im Schlitten nestelte an der Kette ihres Vognons und rief dann halbaufgerichtet in die anderen Schlitten zurück: „Wissen Sie, wer das war — wenn mich nicht meine Augen täuschen . . .?“

Kammerherr Roustad bemächtigte sich des Armes seiner Dame, und bevor Nase noch zur Besinnung kam, saß sie in dem muschelförmigen, entzündend zierlichen Schlitten des Kammerherrn Seiner Majestät, und eine tiefe Stimme raunte ihr zu: „Der Schlitten der Königin Nase — alles wiederholt sich — einst ließ ich ihn nach dem Modell des echten, im Visingergrabe aufgefundenen, bauen, und nun ist auch Königin Nase wieder-erstanden.“

Doch Frau Solaker erwiderte nichts, so daß er nicht wußte, ob sie überhaupt seine Worte in ihrem Sinn mit Ohr und Herz aufgenommen.

„Und nun endlich — vorwärts!“, rief etwas schrill hinter ihm der helle Sopran des Kossibris. „Aber wissen Sie, wer da eben wie der leidhaftige Gottseibeins dahergefahren kam? Haben Sie nichts bemerkt, mein Lieber?“

„Nun?“, fragte Roustad, vor Ungebuld vergehend.

„Enkel!“, triumphtierte Frau Tyra Brahe. „Es ist gar kein Zweifel . . .“

„Los!“

Roustads Rappen flogen wie aus der Pistole geschossen.

Im Nu war die Stadt ein überwundener Standpunkt. Das Meer, die große Mutter der Nebel — Tiefe. Vorbei. Die berühmten Kurven der Holmenkolstraße — hart am Abgrund langgestreckte Pferdeleiber — eine Schlittenschlange — (Fortf. folgt.)

Der Liebeszauber.

Skizze von Alice Krelin v. Gaudy †.

Vorbemerkung der Schriftl.: Wir bieten hiermit die letzte Arbeit der bekannten, kürzlich verstorbenen Verfasserin.

Wer die unerhörte Geschichte nicht glauben will und kann, soll nach Leipzig ins Museum gehen. Dort, bei den Niederländern, findet er sie aufgezeichnet, nicht schwarz auf weiß — nein, mit Farben, die wie Edelsteine leuchten, wenn sie auch nicht die Glut des Altmeisters Jan van Eyck atmen. Unter der hölzernen Tafel steht vermerkt: „Maler unbekannt.“ Der hat sich wohl gehütet, seinen Namen zu nennen, und das tonterste Jungfräulein hätte sicherlich gern sein Bildnis in den Ofen gesteckt. Doch Kennerhand verhinderte solches Schicksal. Aber ich will nun ordentlich in der Reihe erzählen, denn die Sache ist an sich schon kraus genug.

Also: An der stillen Meulengracht gegenüber dem Schottentor zu Brügge, im hohen, dunkelgetäfelten, von klarem Winternordlicht durchströmten Malsmach saß Meister Jan van Eyck im langaltigen Brokatrod und pinselte eifrig. Es waren die alanzhell-unruhvollen Zeiten Philipps des Guten, der Herzogs von Burgund, so etwa zwischen 1450 und 60.

Neben dem Meister stand, jugendlicher gewandt, als es den reifen Jahren zutam, sein Schüler Petrus Christus. „Meister“, sagte er mit verbissenem Grimm, „Ihr wollt es nicht wahr haben — und dennoch ist es so. Euer Töchterlein Margittche hegt eine stille, tiefe Neigung für mich, und da auch mein Herz für sie entbrennt, bitte ich Euch heute zum dritten Male, um ihre Hand und um Eure Erlaubnis, mich der Jungfer schidlich nähern zu dürfen.“

„Und ich frage dich zum dritten Male: Bist du verrückt?“ fuhr ihn auslachend der Meister an. „Meinst du, ich hätte mein feines Margittche für deine Farbentöpfe aufgehoben? Nach Neigung soll sie wählen, ganz gewiß — aber eines Edelmanns Frau werden. Sie reden alle die Hölle nach dem zierlichen Ding. Du vergißt, daß es unseres Herzogs Patentkind ist.“

„Er hat ihr sechs silberne Tassen zum Tauftag beschenkt“, murmelte Petrus. „Ihr werdet Euer Kind unglücklich machen. Sie wissen alle um des Mädchens stille Wünsche. Tragt die Amme, das Brigittche, fragt ihre Mutter.“

„Gut — gut“, brauste der Meister auf, „du wirst schon vorgesorgt haben. Bringe mir einen Beweis, einen unwiderleglichen, echten, daß sie dein Herz begehrt, gerade deines, des so viel älteren, den die Natur nicht mit Reizen überhäufte. Aber unwiderleglich muß dieser Beweis sein, nicht nur mich überzeugend, sondern auch die Öffentlichkeit. Morgen haben wir Silvester. Am achten Tage des neuen Jahres will ich Bescheid wissen.“

Petrus Christus senkte stumm den Kopf und ging hinaus. Jan blieb verfinstert zurück. Sein Margittche! War es auszuwenden? Das sechzehnjährige Kind, dessen zartes Gesichtchen er abwechselnd Madonnen und Heiligen in seiner Unschuld zu eigen gegeben. Sein scheuer, trotziger, verschlossener Liebbling würde nie ein Wort verraten, der trauesten Freundin nicht, nicht der Mutter, höchstens vielleicht dem alten Hexlein, dem Brigittche. Und wie sollte gerade dieser Petrus Christus der Erkorene sein! Ein Mann ohne Familie, ein Findelkind, ein Künstler, der freilich etwas konnte, das mußte der Meister zugeben, aber so unähnlich allen, die er für sein Margittche geträumt, die auf hohen Burgen saßen und Turnierrosse tummelten. Denn er war verwöhnt, der Meister Jan. Er galt als Freund Herzogs Philipp des Guten von Burgund, er ward wie ein Ritter gehalten, um seiner Klugheit willen zu schwierigen Gesandtschaften nach Portugal, Spanien, England, Italien, an den Hof des Königs von Frankreich geschickt, die Fürstenbraut Bonne d'Artois hatte er aus fernen Landen als Bevollmächtigter seinem Herzog zugeführt. Und nun sollte er die Tochter so glanzlos vermählen? Niemals! Aber wenn sie ihn dennoch liebte, den Petrus? Liebe ist allmächtig und unberechenlich. . . Wie sollte der schlaue Anbeter den vollgültigen Beweis für Margittches Reigung beschaffen? —

Acht Tage später. Vor dem stattlichen Malerhause an der Meulenaeracht staute sich ein Menschaufmarsch. Aber er galt nicht dem mit buntem Gefolge von einem Austritt heimkehrenden, hoch zu Ross dahervragenden Jan van Eyck.

An der schweren, messingbeschlagenen Haustür war ein Bild angeheftet, das bestaunten sie. „Ein Liebeszauber. . . Ein Silvesterputz“, ging es lichernd von Mund zu Mund. „Das Margittche will einen gewinnen. . . Seht den Namen auf dem Wachsberg! P. Ch., also Petrus Christus.“ Das Gelächter mehrte sich. „Muß sich das Jungfräulein also ausstellen lassen!“ höhnte einer.

Jan stieg es rot zu Kopf. Mit scharfem Auge hatte er von seinem hohen Sitz das Ganze sofort erfasst. Das Zimmer seiner Tochter mit allen Einzelheiten. Ganz vorn auf weißem Teppich gerollt ihr stadtbekanntes Bologneser Bündchen, das er von einer Italienfahrt mitgebracht. Im Mittelgrunde sie selbst, in ihrer süßen Unschuld, nackt wie die Eva im Paradiese, nur von leichtem Schleier umweht. In jeder Hand hielt sie einen Feuerstein, den sie kräftig an seinen Nachbarn ansetzte, bestrebt, ihre Funken auf ein Wachsberg zu lenken, das in einer kleinen Truhe ruhte, die sie rhythmisch umtanzte, jenes Herz des Petrus Christus, das in Liebe für sie schmelzen sollte. Durch die Stube sprangen, wie weiße Schlanglein, gerollte Bänder, auf denen die beschwörenden Liebesprüflein zu lesen waren, die sie mit halb geschlossenem Munde sang. Was aber das Empörendste war: hinten durch den verwegenen geöffneten Türspalt schob sich ein heimlich laufender Männerkopf, Petrus Christus, und freute sich des Unfugs.

Da sprang der wutgeschwellte Meister vom Ross, warf die Zügel einem Reitknecht zu, bahnte sich mit heftigen Ellenbogen Raum durch die Gasser, riß das nur angehaftete Bild herunter und verschwand mit ihm im Hause. „Die Jungfer soll zu mir herein“, herrschte er den erschrockenen Diener an. Und das Margittche schlich ins Malerzimmer, wo das Bild nun auf einer Staffelei prangte, wunderbar fein und zierlich gemalt, vielleicht das Beste, was der Peter seither geschaffen. Die sonst ruhigen, gutmütigen Züge des Herrn Jan schienen arg verzerrt. „Chriose!“ fauchte er. „So zeigst du dich dem fremden Manne?“

„Nein“, trohte das glührote Mägdlein. „Ich wußte nicht, daß er mich belauschte. Das Brigittche hatte der Tür den Riegel von innen vorgeschoben, aber der mochte nicht gefast haben. Und das Brigittche sagte, ich müsse iedliches Gewand abtun, sonst wirke der Silvesterzauber nicht. Nur ein Schleierlein dürfte ich haben.“

„Hexenwolf! Teufelspud!“ knurrte der Meister. „Alles vereinbart, mein unschuldig Kind zu betören.“

Dann wurde seine Stimme plötzlich weich, und der gewohnte, freundliche Ausdruck kehrte in sein Antlitz zurück. „Liebst du ihn denn wirklich, Margittche? Aber alles?“ Da sah er, wie sich in den nicht groben, aber unendlich innigen Kinderaugen zwei dicke Tränen zusammenballten. Das trotziges Mündchen aber schweig. „So geh und sage dem Peter, sein Beweis sei recht — und er solle für morgen in Sanct Donatian das erste Aufgebot bestellen. Aber ein Dieb ist er!“

Er lacht sich krank.

Von Eubert.

1.

Benno war Taschendieb aus Beruf und Neigung. Er stahl aber auch auf andere Arten. Zum Beispiel sah er eines Morgens auf der Zentralfank, wie ein Kassenbote hunderttausend Mark abzählte. Benno trat heran, legte seinen Hut auf ein kleines Paket bereits abgezählter Scheine, sprach einige Worte mit dem Mann hinterm Schalter und verschwand dann mit Hut und 17 000 Mark. Nie hat ihn der Kassenbote wiedergesehen.

2.

Wie sollte er auch, denn Benno sah ja im Fürstenhof und ließ sich vom Oberkellner Singer so lange das Beste vom Besten vorsetzen, bis er zu plaken drohte. Doch als er zahlen wollte und Singer eine der Noten hinhielt, fragte der:

„Wie viele haben Sie noch davon?“

„Warum?“

„Weil die Note falsch ist. Am besten, Sie geben gleich alle her.“

Und der Ober machte ein impertinentes Gesicht. Benno reichte ihm sechzehn Noten im Ganzen, eine behielt er in der Hufe. Dann verließ er das Lokal. Ihm war sehr elend. Singer aber war verächtlich die fünfzehn falschen Scheine ins Herdfeuer, gerade als der Direktor des Restaurants in die Küche kam und ihn aufklären wollte, daß die Scheine echt gewesen seien. Den sechzehnten hielt er in der Hand und rechnete gerade die Beche des Gastes nach, während Singer in ein Chambre séparée schlich und sich erschob.

3.

Inzwischen war Benno, um sich zu rächen, auf die Polizei gelaufen und hatte Singer zur Anzeige gebracht.

„Diese Blüte hat mir der Kellner angedreht, Herr Wachtmeister“, sagte er entrüstet.

Doch der andere blieb kühl.

„Warum regen Sie sich auf, mein Herr? Der Schein ist echt.“

Da ging Benno an das Ufer des vorbeischießenden Flusses und ward nicht mehr gesehen.

4.

Am Nachmittag kam Ludwig Kellstab, der Kassenbote, in das feudale Restaurant und verlangte seinen Freund Singer zu sprechen. Man berichtete ihm von dem unerwartet plötzlichen Freitode des Kellners.

„Schade“, meinte Kellstab, „ich hätte ihm gern eine Geschichte erzählt, die mir heute früh passierte. Klaut mir da doch einer auf der Bank fünfzehn Blüten, die ich immer bei mir trage, und zwei echte Scheine und rennt fort, als hätte er ein Vermögen gewonnen. Die Bank ist versichert, trägt den Schaden. Nun läuft der Dieb rum und hält sich für weiß Gott wie reich. Wenn Singer das hören könnte, er würde sich amüsieren. Ich könnte mich tolllachen.“

Und stolzierte aus dem Lokal.

Gähnen als Schönheitsmittel.

Gähnen mußt du, Liebling, immer gähnen, Denn soeben sagt Geheimrat List, Daß das Gähnen so aus vollen Zähnen Eigentlich ein Schönheitsmittel ist. Nerven, Muskeln, die zu früh erschlaffen, Werden durch das Gähnen neu gestärkt, Werden sich elastisch wieder straffen, Ohne daß man selber etwas merkt.

Nicht etwa, daß du es nötig hättest; Deine Schönheit strahlt noch hell empor! Aber, wenn du deine Falten slätest, Baust du schließlich für die Zukunft vor. Oder hast du instinktiv empfunden, Was ich von Geheimrat List erwarte, Weil du oft bei mir in stillen Stunden Immerdar so absichtsvoll gegähnt?

Jetzt erst weiß ich auch, warum ihr Frauen Bücher lest, die schlecht und inhaltslos, Und warum auch die besonders Schläuen Männer nehmen, die bedeutungslos: Eure Nervenstränge konserviert ihr Durch das Gähnen schon seit langer Zeit, Und die Langeweile kultiviert ihr Um der Schönheit willen und aus Eitelkeit! P. A.

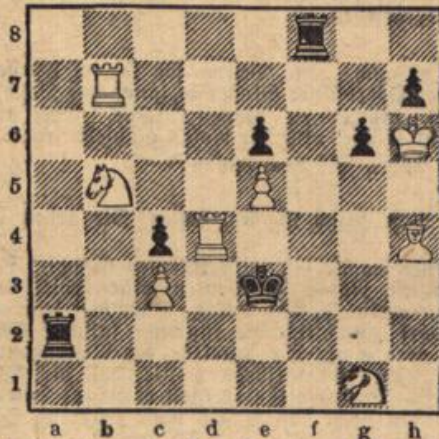


Schach



Bearbeitet von Gustav Mohr.

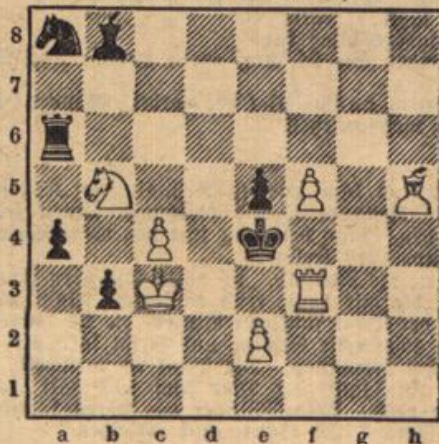
Nr. 67. H. Richholz.



Weiß: Kh6, Tb7, d4, Lh4, Sb5, g1, Bc3, e5.
Schwarz: Kc3, Ta2, f8, Bc4, e6, g6, h7.

Matt in 3 Zügen.

Nr. 68. R. Büchner.



Weiß: Kc3, Tf3, Lh5, Sb5, Bc4, e2, f5.
Schwarz: Kc4, Ta6, Sa8, Lb8, Ba4, b3, e5.

Matt in 3 Zügen.

Franz Heller gibt in nachstehender hübschen Weise einen kurzen Ueberblick über das Treiben einiger der bekanntesten Großmeister, welche augenblicklich am großen Schachturnier in Karlsbad teilnehmen. Wer von den Schachern eben Zeit, und was noch dazu gehört, miteinander verbinden kann, eilt jetzt nach Karlsbad, um dort das Internationale Schachturnier zu besuchen, und wer dies nicht kann, verfolgt Partien und Ergebnisse aus den Zeitungen. Dort sitzen nun 22 Meister 4 mal 8 Tage und schieben ihre Hölzchen. Wenn auf der Promenade schon in den frühen Morgenstunden das gemächliche Auf und Ab der Kurgäste mit ihren vielfarbigen Bechern im Gange ist, dann nehmen die Meister vor ihren Brettern Platz, und wer es ganz ernst meint, verharret hier bis er entweder abgeschlachtet oder Sieger ist. Schon um 9 Uhr vorm. nimmt der Wettkampf seinen Anfang. Gespielt wird in zwei oberen Sälen des Kurhauses. Die Bretter sind dicht umringt, und sie bleiben es, nur mit dauerndem Wechsel der Klebitze. Bogoljubow in Tennisschuhen gleitet geräuschlos vorüber, Capablanca schaut abfällig lächelnd eine Stellung an, Sämisch raucht seine 40. Zigarette, Rubinstein wie immer nicht am Brett, sondern im Hintergrund auf einen Stuhl hingeworfen, wartend, bis er wieder dran ist, Nimzowitsch geht mehr als selbstbewußt herum, der behäbige Professor

Vidmar spielt irgendwo eine Partie nach, Spielmann sitzt regungslos Jöhner gegenüber und schlägt ihn ineinander, regungslos noch Fräulein Menchik, deren große Augen unverwandt auf dem Gegner ruhen, oder etwa Marshall, der Altmeister, in seiner eleganten, leichten Sommerkleidung anzuschauen wie ein Jüngling; dazwischen der Turnierleiter, der aufmerksam über die Klebitze wacht und ihr Geraune und Geflüster in möglichst erträglichen Grenzen hält. Fragt man die Meister nach dem mutmaßlichen Ergebnis, so erhält man, selbst wenn sie einem gut gesinnt sind, nur ein Achselzucken zur Antwort. Gewiß hat Spielmann trefflich gestartet, aber die zweite Hälfte und das letzte Drittel können noch vieles ändern.

Partie Nr. 31. Gespielt im Großmeisterturnier zu Karlsbad am 2. August 1929. Damengambit.

Weiß: Fräulein Menchik, Schwarz: Becker.

1. d4—d5, 2. Sf3—Sf6, 3. c4—c6, 4. Sc3—e6, 5. e3—Sc4, 6. Ld3. Besser war wohl 6. S×e4. 6. ... f5, 7. Sc5—Dh4, 8. 0-0—Sd7, 9. f4—Le7, 10. Ld2—S×e5, 11. d×e5. Das ist besser als mit dem f-Bauern zu schlagen. 11. ... Lc5, 12. L×e4—f×e4. Es ist fraglich ob nicht d×e4 den Vorzug verdient. 13. Db3!—Dd8, 14. Sa4—Le7, 15. Lb4—b6. Schwarz sollte lieber rochieren. 16. L×e7—D×e7, 17. c×d5—e×d5, 18. Tacl—Lb7, 19. Sc3—Df7, 20. Db4—Td8, 21. Tfd1—La8, 22. h3—De7, 23. D×e7+—K×e7, 24. b4—Td7, 25. Td2—Thd8, 26. Sc2. Fräulein Menchik hat den Gegner in eine unhaltbare Stellung hineingebracht. 26. ... Tc8, 27. Tdc2—Tdc7, 28. Sd4—g6, 29. Sb5—Td7, 30. Kf2—h6, 31. g4—a6, 32. Sd4—Tdc7, 33. f5—g5, 34. Kg3—Lb7, 35. h4—g×h4+, 36. K×h4—Kf7, 37. Kh5—a5, 38. b×a5—b×a5, 39. Sb5! Hiergegen gibt es keine Parade mehr. 39. ... Td7, 40. e6+. Aufgegeben. Eine von der Weltmeisterin wirklich sehr gut gespielte Partie.

Lösungen. Nr. 55: 1. Ta4. Nr. 56: 1. Lc2. Angegeben von Paul Bürke, F. Bott, H. Habermann, Nr. 56 von Ludw. Nickel.



Rätsel



Kreuzrätsel.

Die Buchstaben a, a, a, a, b, e, i, i, i, k, k, k, m, o, r, r, s, t, u, ü sind in die Figur so einzutragen, daß die wagerechten Reihen einen Erdteil und eine Stadt in Rußland, die senkrechten Reihen ein Wirtschaftsgerät und eine germanische Göttin nennen.

Visitenkartenrätsel.



Dieser Herr hat eine schlechte Eigenschaft.
Er ist —?

Versrätsel.

Nur ungern es ein jeder nimmt,
Doch wer's bekommt, der ist verstimmt.
Bestimmt!

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in dem nächsten Unterhaltungsblatt veröffentlicht.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 191.

Bilderrätsel: Lerne leiden ohne zu klagen. — Tüchtig schütteln: Spalier, Ober, Mahl, Maus, Estrich, Rebus, Feier, Eiger, Rauch, Insel, Edwin, Nepos. Sommerferien. — Verwandlung: Eichen.

Richtige Lösungen sandten ein: F. Barnickel, Friedel Biegner, Max Birnbaum u. Hermann Sipper, Minni Häwel, Sophie Karlebach, Walter Kauffmann, Martel König, Mathilde Lapp, sämtlich aus Wiesbaden; Hugo Präckel aus Hahn 1. T.